

Moritz Csáky (Graz)

Der Brief. Eine kulturhistorische Annäherung

Ziel dieser kurzen Überlegungen ist nicht eine umfassende Darstellung über den aktuellen Forschungsstand des literarischen Genres „Brief“, vielmehr möchte ich auf einige Aspekte aufmerksam machen, die aus der Perspektive des gegenwärtigen kulturhistorischen bzw. kulturtheoretischen Diskurses den Brief in einem bislang vielleicht weniger beachteten Zusammenhang erscheinen lässt.

Zwischen Oralität und Schriftlichkeit

Unter einem Brief versteht man im Allgemeinen eine verschriftlichte Mitteilung bzw. Botschaft, welchen Inhalts auch immer, von einer Person an eine andere. Dort, wo die räumliche Distanz einen mündlichen Austausch nicht mehr möglich machte, war man gezwungen, selbst intime Inhalte in schriftlicher Weise mitzuteilen. Die Inhalte, die in dieser verschriftlichten Form mitgeteilt wurden, und die Art, wie diese Inhalte beschrieben wurden, spiegeln nicht nur die subjektive Verfasstheit des Schreibenden und – zumindest indirekt – des Adressaten wider, vielmehr sind sie auch ein Reflex jenes wissenssoziologischen Kontextes, in welchem sich der Schreiber und der Adressat befanden.

Briefen ist also zunächst eigen, dass sie subjektive, „geheime“ (Georg Simmel)¹ Äußerungen einer Person einer anderen Person gegenüber darstellen. Sie besitzen daher, was die Authentizität der spontan geäußerten subjektiven Meinung betrifft, in der Regel eine subjektivere Glaubwürdigkeit als viele schriftliche Mitteilungen, die sich an eine breitere Öffentlichkeit richten, wie etwa ein Traktat, und die daher vieles von dieser unvermittelten, unbekümmerten Spontaneität zurückhält. Briefe weisen also noch jene Unmittelbarkeit auf, die für eine gesprochene Mitteilung, für ein gesprochenes Wort charakteristisch ist. Die Form einer brieflichen Mitteilung setzt nämlich in der Regel dort ein, wo eine räumliche – und folglich – zeitliche Distanz überwunden werden muss, die das unmittelbar gesprochene Wort nicht überwinden muss. Bedeutungen können in einer Situation von Distanz nicht mehr als mündliche Botschaften vermittelt werden, sie müssen in einer verschriftlichten Form transportiert werden. Die Paulinischen Briefe setzen z.B. zu jenem Zeitpunkt ein, als sich die urchristliche Gemeinschaft nicht mehr an einem Ort, Jerusalem, vorfand, sondern auf mehrere Orte aufteilte.

¹ Simmel, Georg: Exkurs über den schriftlichen Verkehr. In: Ders.: Soziologie. Untersuchungen über die Formen der Vergesellschaftung. Hg. v. Otthein Rammstedt. Frankfurt a. M.: Suhrkamp, 1992, S. 429-433, v.a. S. 429f.

Einem Brief eignet folglich zwar nicht mehr die Authentizität des Gesprochenen an, er bleibt aber, was seine Funktion betrifft, so etwas wie ein Surrogat des gesprochenen Wortes. Der Brief setzt daher *erstens* stets ein rhetorisches Moment voraus, er inkludiert jene Vieldeutigkeit („Offenheit“), jene Unabgeschlossenheit, die dem dialogisch Gesprochenen zukommt. Daraus folgt *zweitens*, dass der Brief gegenüber einem fixen Textkorpus, über dessen Inhalte man zwar zu diskutieren vermag, den man als Ganzes aber nicht in Frage stellen, d.h. verändern kann, eine offene, eine pluralistische Argumentation zulässt. Der Brief ist nicht etwas Abgeschlossenes, das einer Öffentlichkeit übergeben wird, er versteht sich als Teil eines Beitrags zu einem Diskurs, der – wie jede dialogische Argumentation – sich im Fluss befindet. Daher bietet ein Brief *drittens* Einblicke in die Prozesshaftigkeit von Gedanken, von Überlegungen. Hinter dem Brief verbirgt sich somit ein *Work in Progress*, was wiederum den Schluss zulässt, dass Briefe in Bezug auf das Gesagte für sich nicht jene Gültigkeit usurpieren wie beispielsweise Traktate, Bücher, die für eine breite, weitgehend anonyme Öffentlichkeit bestimmt sind und etwas gedanklich Abgeschlosseneres darzustellen scheinen. In jedem Brief verbirgt sich also gleichsam eine in eine schriftliche Form kondensierte Oralität. Anders ausgedrückt: Der Brief ist das Vehikel, das Transportmittel für Inhalte, für Argumentationsweisen, die zunächst fast ausschließlich mündlich, das heißt privat, dialogisch, „geheim“ vermittelt und vorgetragen wurden. Der Brief kann somit als ein Bindeglied zwischen Oralität und Literalität gelten, zwischen dem gesprochenen Wort und einem geschriebenen Traktat. Andererseits evoziert der Brief oft auch manches, was dann später ein wieder aufgenommenes mündliches Gespräch fortsetzen sollte, Inhalte also, die in einer mündlichen Unterhaltung wieder aufgenommen werden.

Bis in die Frühe Neuzeit wurde der Oralität, der mündlichen Argumentation, große Bedeutung beigemessen. Der Rhetorikunterricht an den Universitäten mag dafür ein Indiz sein; er hatte die Aufgabe, den Studierenden den Umgang mit einer mündlich vorgetragenen Argumentation beizubringen, sie zu lehren, logisch einwandfreie Sätze und Meinungen so auszudrücken und vorzutragen, dass sie den Angesprochenen auch zu überzeugen vermochten. Diese Kunst der mündlichen Überzeugung (Rhetorik) vermitteln noch ganz deutlich die Briefe bekannter Humanisten des 15. und 16. Jahrhunderts, zum Beispiel jene von Erasmus von Rotterdam. Auch die Dialoge von Montaigne verweisen auf diese mündliche, offene Argumentationsweise. Im Verlaufe der Frühen Neuzeit begann dann, nicht zuletzt durch die Erfindung des Buchdrucks und durch die rasche, beliebige Reproduzierbarkeit und Verbreitung eines gedruckten Textes, die mündliche Argumentation, die Oralität rasch abzunehmen.² Damit wurde auch der Rhetorikunterricht weitgehend irrelevant und verschwand aus den universitären Lehrplänen. Briefe, ihres unmittelbaren rhetorischen Moments entledigt, wurden, wenn sie nicht für die Öffentlichkeit (und den Druck) bestimmte „fiktive“ Briefe waren,

² Vgl. Anderson, Benedict: Die Erfindung der Nation. Zur Karriere eines folgenreichen Konzepts. Frankfurt a. M.: Campus, 1988, v.a. S. 44-54.

subjektiver, intimer. Stephen Toulmin hat in seinem Buch *Kosmopolis*³ überzeugend dargestellt, dass die „Moderne“ seit der Frühen Neuzeit von diesem zunehmenden Verlust an Oralität und folglich vom Verlust an einer pluralistischen, vieldeutigen, offenen Argumentationsweise gekennzeichnet wäre. Der intellektuelle Diskurs fand nun nicht mehr in der Mündlichkeit, sondern fast ausschließlich in der Schriftlichkeit statt, was zur Folge hatte, dass einerseits einzig dem gedruckten, letztlich für eine Öffentlichkeit bestimmten Text Autorität zugesprochen wurde und andererseits der über einen gedruckten Text hinausreichende mündliche Diskurs an Relevanz, an Authentizität verlor. Die Abkehr von der Oralität, die eine offene, vielfältige, vieldeutige Argumentation voraussetzt und zulässt, fand ihre Entsprechung in der Unterdrückung von Pluralitäten, von Vieldeutigkeiten auch im sozial-politischen Bereich, wo man versuchte, diese durch holistische Konzepte zu überwinden.

Mit der zunehmenden, akzelerierten innergesellschaftlichen Differenzierung der sozialen und kulturellen Lebenswelt als Folge des Prozesses der Modernisierung gewann seit dem ausgehenden 18. Jahrhundert Vielfalt, Pluralität wieder an Bedeutung. Diese Entwicklung führte auch zu einer Neubewertung von Oralität. Nicht nur eine Vervielfältigung von Meinungen aufgrund zunehmender Differenzen, auch die Überwindung von Distanzen und die Zunahme von Mobilitäten aufgrund technischer Innovationen wurden zu Voraussetzungen dafür, dass ein direkter Gedankenaustausch, dass Oralität gegenüber Schriftlichkeit wieder wichtig wurden und dass folglich auch der Brief als Vehikel von Oralität ein besonderes Gewicht bekam. Der Brief als Surrogat des mündlichen Dialogs gewinnt im 19. Jahrhundert auch insofern an Bedeutung, als er, aufgrund technisch-ökonomischer Innovationen, durch das moderne Post- und Telegraphensystem, Distanzen rascher zu überwinden vermag, als es früher der Fall war. Papier, auf das man Briefe schrieb, wurde eigens dafür hergestellt (Briefe, Kuverts, Postkarten), es wurde billiger, auch für minder bemittelte Bevölkerungsschichten erschwinglicher und das Versenden von Briefen preislich reguliert (Briefmarken).

Werden aber im ausgehenden 20. und beginnenden 21. Jahrhundert, in einer Situation, in der Raum und Zeit zusammengeschoben und überwunden zu sein scheinen, noch Briefe geschrieben? Ja und nein. Die Anzahl der heute täglich verschickten elektronischen Briefe (E-Mails) übersteigt vermutlich die Zahl von auf Papier geschriebenen und verschickten Briefen früherer Jahrzehnte. Gleichzeitig wird offenkundig, dass ein in einen Computer geschriebener Brief weder auf Dauer ausgelegt ist noch mit jener Sorgfalt verfasst wird, wie ein mit der traditionellen Post verschicktes traditionelles Schriftstück. Der Stil eines E-Mails ist daher viel eher einem Gespräch zwischen zwei Dialogpartnern vergleichbar, die sich mittels ihrer mobilen Telefone unterhalten: flüchtig, rasch konzipiert, auf das Wesentliche ausgerichtet, vielfach ohne Bedachtnahme auf Syntax, auf eine Orthographie. Das E-Mail als Brief transzendiert ganz offenkundig die Grenze von Schriftlichkeit und entspricht durchaus dem Gesprochenen, vor allem wenn man bedenkt, dass E-Mails, wie auch SMS-Nachrichten oft nur aus ökonomischen Gründen geschrieben werden: Telefonate sind wesentlich

³ Toulmin, Stephen: *Kosmopolis. Die unerkannten Aufgaben der Moderne*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp, 1991.

teurer als das elektronische Versenden einer Nachricht, die ich dem anderen mündlich, vielleicht am Telephon mitteilen wollte.

Kulturalität des Textes – Textualität der Kultur

Noch ein weiteres Moment scheint mir in diesem Zusammenhang von Wichtigkeit zu sein: Im Unterschied zu einem geschriebenen Text, etwa einem Traktat, der in der Regel ein für eine breite Öffentlichkeit bestimmtes Wissen festschreibt, transportiert der mündliche Diskurs und sein Pendant, der Brief, als Zwischenglied zwischen Mündlichkeit und Schriftlichkeit, Inhalte einer Tradition, die vielleicht gar nicht explizit angesprochen werden. Es sind Inhalte jener „zones de silence“ (Michel de Certeau, Jacques Le Goff),⁴ die im „sozialen Gedächtnis“, außerhalb und neben einem schriftlichen Kanon vorhanden sind. Briefe sind zwar „Überreste“ einer ausschließlich in der Mündlichkeit vorhandenen Tradition des „Privaten“ (im umfassenderen Sinne), die in „historischen Dokumenten“ nicht oder höchstens ganz beiläufig nachweisbar zu sein scheinen. Entgegen der Meinung Georg Simmels ist jedoch der Brief keineswegs nur „etwas ganz Subjektives, Augenblickliches, nur Persönliches [...], auch wenn es sich um durchaus konkrete Mitteilungen handelt.“⁵ Briefe beinhalten und verraten auch immer etwas vom sozialen, vom sozial-politischen und vom kulturellen Umfeld des Schreibers bzw. von den Mentalitäten und Weltansichten jener Zeit, in der ein Brief entstanden ist, sie sind zuweilen unbewusste Zeugen von ganz konkreten Lebensumständen bzw. von spezifischen kulturellen Lebenszusammenhängen. Die Anrede, die Grußform, charakteristische Ausdrucksweisen oder die Metaphorik, derer sich der Verfasser bedient, entsprechen jener konkreten Lebenswelt, in der sich der Schreibende befindet; sie machen den Inhalt für den Empfänger, der sich im gleichen oder in einem vergleichbaren kulturellen Kontext vorfindet, erst verständlich. Befindet sich der Adressat in einem vom Schreiber abweichenden oder unterschiedlichen kulturellen Kontext, wird die übermittelte Botschaft zunehmend unverständlich. Das beginnt schon damit, dass Schreiber und Empfänger sich ein und derselben konkreten Sprache bedienen, dass die Vokabeln ihre Interaktionen mit anderen als Signifikanten „gelesen“, die Codes dekodiert und das Signifikat, das z.B. mit einer Metaphorik benannt wird, entschlüsselt werden können.

Darüber hinaus ergeben sich die sprachlich vermittelten Bedeutungen eines Briefes auch aus dem „Text der Kultur“, in welchem sich der Schreiber und der Rezipient befindet. Befinden sich beide in unterschiedlichen „Texten“, entstehen Missverständnisse, doch auch die Lesarten ein und desselben schriftlich fixierten Textes, wie es ein Brief ist, bzw. die Lokalisation eines Schreibens in ein und dem selbem konkreten „kulturellen Text“ können unterschiedliche Deutungen ergeben, sie konstruieren

⁴ Vgl. de Certeau, Michel: *Das Schreiben der Geschichte*. Frankfurt a. M.: Campus, 1991, S. 71 ff.; Le Goff, Jacques: *Geschichte und Gedächtnis*. Frankfurt a. M.: Campus, 1992, S. 228.

⁵ Simmel: *Exkurs über den schriftlichen Verkehr*, S. 431.

permanent an den „Lesarten“ von Bedeutungen, die ein verschriftlichter Text, ein Brief enthält. Der Brief demonstriert also in exemplarischer Weise die kulturelle Aufladung von Texten und die „Textualität von Kultur“. Die unterschiedlichen Deutungsweisen eines Brief-Textes verdanken sich freilich auch dem Umstand, dass der „Text der Kultur“, der sich im Brief spiegelt, vielfältig, mehrdeutig ist und sich aus einer Vielzahl von Texten zusammensetzt, die sich in einem kontinuierlichen dynamischen Prozess von Veränderungen befinden.⁶ Konsequenter Weise ist der Autor selbst ebenfalls Teil dieses „pulsierenden“ Kontextes und daher kontinuierlichen Veränderungen unterworfen. Daher gilt hier, was Michail Bachtin festgestellt hat: „Derjenige, der schreibt, ist auch derjenige, der liest [...], ist selbst nur ein Text, der sich aufs neue liest, indem er sich wieder schreibt.“⁷ So gesehen ist also auch der Brief, wie die Sprache, nicht ein rein individuelles, sondern ein gesellschaftliches bzw. kulturelles Verfahren, in dem „Mirko-Transaktionen“ vor sich gehen, in dem „Verhaltens- und Sprachformen, Rituale, Gesten, Anspielungen und Sprachspiele aus dem Alltag in den literarischen Bereich übernommen werden.“⁸ Der Brief aktiviert also jenen weiten Spielraum an Bedeutungen bzw. an „sozialer Energie“,⁹ die ihm voraus gehen und die im „kulturellen Text“ schon vor seiner Niederschrift eingebettet sind.

Briefe scheinen die authentische Situation des Schreibers wiederzugeben. Tatsächlich versuchen Briefe etwas von den privaten Lebensumständen, von den individuellen Sorgen und Freuden dem Adressaten zu übermitteln. Sie berichten über Ereignisse und Personen, über Empfindungen und Gefühle und vermitteln dem anderen „Botschaften“ und Bedeutungen, die von Wichtigkeit zu sein scheinen. Reales wird dabei mit Fiktionalem (Fiktivem) verbunden bzw. dargeboten und erhebt sich zuweilen auf die Ebene des Imaginären. Briefe als „Texte“ sind also mehrdeutig. Bei näherem Zusehen sind Briefe daher alles andere als authentisch. Sie können zwar, wie das Tagebuch, als „Seismographen“ bezeichnet werden, die unterschiedliche „Ereignisse“ sorgfältig registrieren. Andererseits geschieht in den Briefen jedoch auch folgendes: Hinter jeder „Sincerité“ des Schreibers verbirgt sich auch eine Form der Selbstrechtfertigung, der zwischen der Mimesis als dargestellter Wirklichkeit und der Imitatio als fingierter Wirklichkeit nur einen geringen Spielraum lässt.¹⁰ Briefe sind ein Aus-

⁶ Vgl. u.a. Baßler, Moritz: Einleitung: New Historicism – Literaturgeschichte als Poetik der Kultur. In: Ders. (Hg.): New Historicism. Frankfurt a. M.: Fischer, 1995, S. 7-28.

⁷ Bachtin, Michail: Die Ästhetik des Wortes. Frankfurt a. M.: Suhrkamp, 1979, S. 372.

⁸ Kaes, Anton: New Historicism: Literaturgeschichte im Zeichen der Postmoderne? In: Baßler: New Historicism, S. 256.

⁹ Greenblatt, Stephen: Die Zirkulation sozialer Energie. In: Ders.: Verhandlungen mit Shakespeare. Frankfurt a. M.: Fischer, 1993, S. 9-33; Bachmann-Medick, Doris: Einleitung. Literaturwissenschaft in kulturwissenschaftlicher Absicht. In: Dies. (Hg.): Kultur als Text. Die anthropologische Wende in der Literaturwissenschaft. Frankfurt a. M.: Fischer, 1996, S. 6-64; Berg, Eberhard; Fuchs, Martin (Hg.): Kultur, soziale Praxis, Text. Die Krise der ethnographischen Repräsentation. Frankfurt a. M.: Suhrkamp, 1993.

¹⁰ Jurgensen, Manfred: Das fiktionale Ich. Bern, München: Francke, 1979; Tarot, Rolf: Mimesis und Imitatio. Grundlagen zu einer neuen Gattungspoetik. In: Euphorion 1971, Bd. 64, S. 125-142.

druck dafür, dass der Schreiber sich in einem andauernden Prozess der Konstruktion seiner Identität befindet: Er stellt sich dem anderen, dem Briefpartner, gegenüber und er beschreibt sich, eine Situation, in der er sich befindet, die Umwelt, mit der er fertig werden muss. Er rechtfertigt, wie er mit diesen umzugehen weiß, in welches Koordinatenfeld seines „Ich“ er diese einordnet und welche Bedeutungen (für sich, aber auch für den Briefpartner) er ihnen beimisst. So werden in Briefen, u.a. durch Zuordnungen oder Urteile, durch Inklusionen und Exklusionen gleichzeitig auch „Fremdheiten“ konstruiert, die dem „Ich“ und dem Bedeutungsgewebe, in das dieses positioniert wird, Dauer und Konsistenz verleihen sollen. Briefe können also, von dieser Perspektive aus betrachtet, als ein literarischer Idealtyp, als ein literarisches Vehikel für den Prozess von (vor allem individueller) Identitätsbildung angesehen werden. Andererseits schaffen Korrespondenzen in einem gewissen Sinne auch ein Bewusstsein von kollektiver Identität, zunächst durch die Zusammengehörigkeit der Briefpartner, später durch die Übereinstimmung in Meinungen und Bewertungen. Die humanistischen Freundeskreise (*Sodalitates litterariae*) des Conrad Celtis, deren Mitglieder er als „sodales mei“ bezeichnet hatte, bestanden häufig nicht darin, dass sich die Sodales persönlich kannten und an einem Ort lebten, sondern dass sie lediglich in einem brieflichen Austausch zueinander standen.¹¹ Dies ist ein Indiz dafür, dass Briefe nicht nur kollektive Identitäten konstituieren, sondern unvermittelt auch eine „Öffentlichkeit“. Später, im 18. Jahrhundert, rekrutierten sich die französischen „intellectuels“ auf diese Weise zu einer aufgeklärten, kritischen, bürgerlichen Öffentlichkeit.

Re-Kontextualisierung

Unter einem historischen und kulturwissenschaftlichen Gesichtspunkt geht es letztlich auch um die „Re-Kontextualisierung“ von Briefen. Methodisch handelt es sich dabei um den Versuch, einerseits die Aussagen eines Briefes in einen allgemeinen sozial-kulturellen Kontext zurückzusetzen und andererseits seine Inhalte als Materialien für die Rekonstruktion dieses Kontextes zu nutzen. Durch das Verfahren der Rekontextualisierung wird, anhand eines konkreten Beispiels, der Versuch unternommen, die „Polyphonie“ (Michail Bachtin) eines Textes bzw. die „Zirkulation sozialer Energie“ (Stephen Greenblatt) in diesem Text sichtbar zu machen, um zu zeigen, dass die Interpretation eines Textes, hier eines Briefes, erst unter der Berücksichtigung seines sozial-kulturellen Backgrounds, nämlich des „Textes der Kultur“, zustande kommen kann.

Der Versuch einer Rekontextualisierung von Briefen sollte ein Doppeltes berücksichtigen: *Erstens* die Funktion des Briefes zwischen der Mündlichkeit und der Schriftlichkeit und die Tatsache, dass Briefe so etwas wie Surrogate von Oralität,

¹¹ Vgl. Csáky, Moritz: Die ‚Sodalitas litteraria Danubiana‘: historische Realität oder poetische Fiktion des Conrad Celtis? In: Zeman, Herbert (Hg.): Die österreichische Literatur. Ihr Profil von den Anfängen im Mittelalter bis ins 18. Jahrhundert. Graz: Akademische Druck- und Verlagsanstalt, 1986, S. 739-758.

Surrogate eines direkten, offenen Diskurses darstellen. *Zweitens* vermag die Rekontextualisierung von Briefen deren Verfasser, Adressaten und seine Inhalte in ein umfassenderes sozial-intellektuelles und in ein engeres sozial-biographisches Netzwerk einzuordnen, wodurch Zusammenhänge deutlich werden, die, zum Beispiel im Falle von Musikerbriefen, sowohl über die sozialen Rahmenbedingungen von Kreativität als auch über die Intentionen (Inhalte) des künstlerischen Produkts Aufschluss zu geben vermögen.

Mit zwei Beispielen aus der Korrespondenz von Gustav Mahler möchte ich verdeutlichen, was ich unter Rekontextualisierung im konkreten verstehe. Ich konzentriere mich hierbei auf Mahler-Briefe aus den neunziger Jahren des 19. Jahrhunderts. Bekanntlich war Mahler bereits damals mit den intellektuellen Inhalten der Wiener Moderne sehr gut vertraut. Es sei vorausgeschickt, dass sich der intellektuelle Horizont der Wiener Moderne zumindest zwei sozial-kulturellen Einflussbereichen verdankt: *Erstens* dem gesamteuropäischen Prozess der Modernisierung, die über die gesellschaftliche Differenzierung hinaus zu einer Differenzierung, zu einer Segmentierung des kollektiven und individuellen Bewusstseins führte. Diese Fragmentiertheit des Bewusstseins spiegelt sich einerseits in der pluralistischen Argumentation des Produzenten, des Künstlers, andererseits in der Pluralität von Stilen, die sich ein und derselbe Künstler in immer rascherer Folge (Akzeleration) zu eigen macht. Und je differenzierter die gesellschaftliche Öffentlichkeit, die Rezipienten waren bzw. wurden, umso differenzierter musste ein Künstler auch im Hinblick auf die Rezeption seines Produkts argumentieren; er musste eine Vielzahl von Bedeutungen, von Codes einsetzen, damit sein Produkt, zumindest partiell, dekodiert werden konnte. *Zweitens* wurde diese gesamteuropäische Entwicklung speziell in Wien von der Heterogenität, von der Differenziertheit der zentraleuropäischen Region, von der hier vorhandenen ethnischen, kulturellen und sprachlichen Vielfalt nachhaltig unterstützt, die vor allem in der engen Dichte des urbanen Milieus sichtbar wurde. Dies führte in Wien um 1900, wie Jacques Le Rider¹² nachzuweisen versucht hat, – ganz abgesehen von spezifischen Akkulturationsprozessen –, nicht nur zu Identitätskrisen, zu permanenten Konfliktsituationen, sondern auch zu Versuchen, sich die Fragmentiertheit der Lebenswelt – gerade auch im intellektuellen und künstlerischen Produkt – bewusst zu machen, diese zu reflektieren.¹³ Die vielfältige Lebenswelt und die dieser entsprechende Vielfalt von „Sensationen“, der Rekurs auf eine Pluralität von Empfindungen, – all dies hat in Wien eine andere Konnotation und auch andere Erklärungsmöglichkeiten als in anderen Zentren der Moderne.

Nun beziehen sich in der Tat auch Komponisten der Jahrhundertwende auf diese Fragmentiertheit der Lebenswelt und auf die vielfältigsten Empfindungen, die dieser entsprechen. Das Verständnis mancher Aussagen wird jedoch erst deutlich und gewinnt

¹² Le Rider, Jacques: Das Ende der Illusion. Die Wiener Moderne und die Krisen der Identität. Wien: Österreichische Bundes-Verlag, 1990.

¹³ Vgl. dazu auch Csáky, Moritz: Die Wiener Moderne. Ein Beitrag zu einer Theorie der Moderne in Zentraleuropa. In: Haller, Rudolf (Hg.): nach kakanien. Annäherung an die Moderne. Wien, Köln, Weimar: Böhlau, 1996, S. 59-102.

an Kontur, wenn diese in jenen sozial-intellektuellen Kontext rückversetzt werden, dem sie sich verdanken. Zum anderen liefern sie auch weitere Indizien zu einer Theoriebildung über die Moderne und im Speziellen über die Wiener Moderne. Diese beiden Aspekte lassen sich zum Beispiel mit folgenden Passagen aus einem Brief Gustav Mahlers an Gisela Tolnay-Witt verdeutlichen:

Sie scheinen sich in der musikalischen Literatur umgesehen zu haben, und ich nehme an, dass auch die alte und ältere Musik bis Bach nicht ganz unbekannt ist. Ist Ihnen da nicht Zerlei aufgefallen? Erstens, dass, je weiter Sie in der Zeit zurückgehen, desto primitiver die Bezeichnungen für den Vortrag werden [...] Zweitens: Je weiter sich die Musik entwickelt, desto komplizierter wird der Apparat, den der Komponist anbietet, um seine Ideen auszudrücken.

Nachdem dann Mahler Gründe für diese Entwicklung angeführt, dass unter anderem „aus der Kammer [...] der Konzertsaal und aus der Kirche mit ihrem einen Instrument, der Orgel, [...] das Operntheater“ wurde, fährt er fort:

Wir Modernen brauchen einen so großen Apparat, um unsere Gedanken, ob groß oder klein, auszudrücken. Erstens – weil wir gezwungen sind um uns vor falscher Auslegung zu schützen, die zahlreichen Farben unseres Regenbogens auf verschiedene Paletten zu verteilen; zweitens, weil unser Auge im Regenbogen immer mehr und mehr Farben und immer zartere und feinere Modulationen sehen lernt, drittens, weil wir, um in den übergroßen Räumen unserer Konzertsäle und Operntheater von vielen gehört zu werden, auch einen großen Lärm machen müssen.¹⁴

Noch wichtiger erscheint mir die Rekontextualisierung von Mahlers Aussagen über seine ästhetischen Positionen. Bekanntlich bezog sich Mahler dabei immer wieder explizit auf Fechner, Schopenhauer und E. T. A. Hoffmann. Die Ausführungen von Constantin Floros über die „geistige Welt Gustav Mahlers“ folgen diesen Angaben Mahlers.¹⁵ Mahler betont an mehreren Stellen, dass seine Musik der Ausdruck vielfältigster Empfindungen sei:

Bei der Konzeption eines Werkes war es mir nie um Detaillierung eines Vorganges, sondern höchstens einer Empfindung zu tun [...]. Der Parallelismus zwischen Leben und Musik geht vielleicht tiefer und weiter, als man jetzt noch zu verfolgen imstande ist. – Durchaus aber verlange ich nicht, dass mir jeder darin folge, sondern gerne überlasse (ich) die Auffassung der Details der individuellen Anschauungskraft des Einzelnen.¹⁶

¹⁴ Gustav Mahler an Gisela Tolnay-Witt, Hamburg 7. 2. 1893. In: Blaukopf, Herta (Hg.): Gustav Mahler Briefe. Wien, Hamburg: Paul Zsolnay, 1982, S. 106-108.

¹⁵ Floros, Constantin: Gustav Mahler Bd. 1: Die geistige Welt Gustav Mahlers in systematischer Darstellung. Wiesbaden: Breitkopf & Härtel, 1977, S. 135ff.

¹⁶ Brief Mahlers an Max Marschalk, Hamburg 17. 12. 1895. In: Blaukopf: Gustav Mahler Briefe, S. 140-141.

In der Tat lässt sich diese Empfindungsästhetik, so wie es Mahler ja auch tut, mit Fechner, Schopenhauer und Hoffmann theoretisch begründen. Nun wissen wir freilich, dass seit den frühen neunziger Jahren in der Wiener Moderne Ernst Machs Thesen über das Ich als bloße Bündelung von Empfindungen die öffentliche Diskussion beherrschte:

Nicht das Ich ist das Primäre, sondern die Elemente (Empfindungen) [...] Die Elemente bilden das Ich. Ich empfinde Grün, will sagen, dass das Element Grün in einem gewissen Complex von andern Elementen (Empfindungen, Erinnerungen) vorkommt. Wenn ich aufhöre Grün zu empfinden, wenn ich sterbe, so kommen die Elemente nicht mehr in der gewohnten geläufigen Gesellschaft vor. Damit ist alles gesagt. Nur eine ideelle denkökonomische, keine reelle Einheit hat aufgehört zu bestehen [...]. Das Ich ist unrettbar.¹⁷

Der Physiker Ernst Mach hatte seit 1891 in Wien einen philosophischen Lehrstuhl inne und beeinflusste mit seinen Thesen, die er erstmals in dem 1886 erschienen Buch *Beiträge zur Analyse der Empfindungen* (Jena 1886) unter anderem auch den jungen Hofmannsthal (vgl. *Ein Brief* 1902; *Das Gespräch über Gedichte* 1903). Machs „Egologie“ war in Wien zunehmend zum Tagesgespräch geworden.¹⁸ Hermann Bahr hatte sich die Thesen Machs bereits 1889 zueigen gemacht, wie seinen Tagebüchern zu entnehmen ist:

Ich weiß, dass mein Ich nur in einer Reihe von Empfindungen vorhanden und desto mächtiger ist, je reicher und kräftiger diese Empfindungen hervorgebracht werden, Ich will also ihnen allein und mit eifrigem Dienste leben, diesen weltschöpferischen Sensationen, und, seit jenem unverhofften Gewinn, kann ich es auch, was immer meine Sehnsucht gewesen. Ich widme mich also hinfort mit allen Kräften dem Betriebe großer und wirksamer Sensationen, so viel ich nur vermag: von ihnen will ich mir einen reichen Wechsel verschaffen, dass die Seele zwischen Dampf und Eis nur immer aus- und eingehen soll.¹⁹

Was er hier zunächst für sich privat notierte, wusste er bereits in den frühen neunziger Jahren für eine Ästhetik der Moderne im Allgemeinen zu verwenden:

Die Sensationen allein sind Wahrheit, zuverlässige und unwiderlegliche Wahrheit; das Ich ist immer schon Konstruktion willkürlicher Anordnung, Umdeutung und Zurichtung der Wahrheit, die jeden Augenblick anders gerät, wie es einem gerade gefällt, eben nach der

¹⁷ Mach, Ernst: *Beiträge zu einer Analyse der Empfindungen*. Jena: Gustav Fischer, 1886 [1902] (= Nachdruck), S. 18-19.

¹⁸ Vgl. Zuckermandl, Bertha: *Österreich intim. Erinnerungen 1892-1942*. Hg. v. Reinhard Federmann. Frankfurt a. M., Berlin, Wien: Ullstein, 1970. u.a. S. 77ff.

¹⁹ Bahr, Hermann: *Tagebücher – Skizzenbücher – Notizhefte* Bd. 1. Hg. v. Moritz Csáky. Bearb. v. Lottelis Moser u. Helene Zand. Wien, Köln, Weimar: Böhlau, 1994, S. 235-237.

Willkür der jeweiligen Stimmung, und man hat genau ebenso viel Berechtigung, sich lieber gleich hundert Iche zu substituieren, nach Belieben, auf Vorrat, woher und wodurch die Dekadence zu ihrer Ichlosigkeit gedrängt ward.²⁰

Im *Dialog vom Tragischen* hat Bahr dann 1904 die Mach'schen Konzeption noch ausführlicher dargestellt und verteidigt: „Hier habe ich ausgesprochen gefunden, was mich die ganzen Jahre her quält: „Das Ich ist unrettbar'. Es ist nur ein Name. Es ist nur eine Illusion. Es ist ein Behelf, den wir praktisch brauchen, um unsere Vorstellungen zu ordnen.“²¹

Mag auch der eindeutige Kausalzusammenhang zwischen den Mach'schen Thesen und den Ausführungen Mahlers, der Mach nie zitiert, kaum nachzuweisen sein, so kann dennoch angenommen werden, dass Mahler zumindest indirekt, aus Lektüren oder aus Gesprächen mit seinen Freunden und Bekannten, über deren Inhalt sehr wohl Kenntnis hatte. Oder anders ausgedrückt: Es wäre doch sehr eigenartig, dass jemand, der mit dem intellektuellen Diskurs der Wiener Moderne vertraut war, auch wenn er sich aus Berufsgründen zu dieser Zeit vornehmlich in Hamburg aufhielt, eine der „aufregendsten“ Thesen, mit welcher man auch die Kunst neu zu begründen suchte, einfach nicht zur Kenntnis genommen hätte. Ich meine vielmehr, dass die Mach'schen Erkenntnisse allgemein bekannt waren, dass sie zumindest indirekt in die ästhetischen Überlegungen mit einfließen mussten, auch wenn man sie nicht immer explizit auf Mach bezog. Die Mach'sche Auflösung des Ich und dessen Erklärung als reine Bündelung von Empfindungen, dürfte auch noch 1909 in einer Feststellung Mahlers nachklingen: „Was denkt nur in uns? Und was tut in uns?“²² In Kenntnis des intellektuellen Kontextes der Wiener Moderne kann wohl eine solche Aussage nicht nur bzw. nicht ausschließlich auf Georg Christoph Lichtenbergs berühmte, analoge Aussage bezogen werden:

Wir kennen nur allein die Existenz unserer Empfindungen, Vorstellungen und Gedanken. *Es denkt* sollte man sagen, so wie man sagt: *es blitzt*. Zu sagen *cogito*, ist schon zu viel, so bald man es durch *Ich denke* übersetzt. Das *Ich* anzunehmen, zu postulieren, ist praktisches Bedürfnis.²³

²⁰ Bahr, Hermann: Wahrheit, Wahrheit [1891]. In: Ders.: Die Überwindung des Naturalismus. Als zweite Reihe von „Zur Kritik der Moderne“. Dresden, Leipzig: E. Pierson, 1891, S. 131-151, Zit. S. 149. Auch in: Bahr, Hermann: Zur Überwindung des Naturalismus. Hg. v. Wunberg, Gotthart. Stuttgart: Kohlhammer, 1968, S. 78-85, Zit. S. 84.

²¹ Bahr, Hermann: Dialog vom Tragischen. Berlin: S. Fischer, 1904, S. 97 (vgl. S. 97-101). Vgl. Hofmannsthal, Hugo von: Ein Brief [1902]. In: Ders.: Gesammelte Werke. Erzählungen, erfundene Gespräche und Briefe. Reisen. Hg. v. Bernd Schoeller u. Rudolf Hirsch. Frankfurt a. M.: Fischer, 1979, S. 465, S. 466-467. Vgl. ferner Hofmannsthal, Hugo von: Das Gespräch über Gedichte [1903]. In: Ders.: ebd. S. 497: „Wir besitzen unser Selbst nicht: von außen weht es uns an, es flieht uns für lange und kehrt in einem Hauch zurück. Zwar unser ‚Selbst'! Das Wort ist solch eine Metapher. Regungen kehren zurück, die schon einmal früher hier genistet haben.“ Vgl. ebd. S. 504.

²² Brief Mahlers an Bruno Walter, Anfang 1909. In: Blaukopf: Gustav Mahler Briefe, S. 351.

²³ Lichtenberg, Georg Christoph: Sudelbücher. In: Ders.: Schriften und Briefe Bd. 1. Hg. v. Franz H. Mautner. Frankfurt a. M.: Insel, 1983, S. 592 (= I/99,1).

Obwohl Lichtenberg den Repräsentanten der Wiener Moderne nicht fremd war²⁴ und der Bezug auf ihn durchaus denkbar wäre, ist es dennoch naheliegender, dass Mahler sich hier wie dort in erster Linie auf Mach, dessen Thesen in Wien sicher ausführlicher diskutiert wurden als jene Lichtenbergs, bezieht, ohne freilich diesen namentlich zu nennen.

Nicht nur in Bezug auf die Briefe Mahlers bedeutet dies, dass man sich nicht nur auf das stützen sollte, was Mahler oder andere Briefschreiber explizit benennen, sondern dass für die Interpretation von Briefen vor allem die „zones de silence“ zu beachten sind, d.h. eben solche Bereiche, die verschwiegen werden – vielleicht aber nur deshalb verschwiegen werden, weil sie so bekannt waren, weil sie Teil dessen waren, was man gemeinhin als einen Habitus bezeichnet (Pierre Bourdieu). Die Rekontextualisierung von Briefen müsste also auch diese „zones de silence“ beachten, um deren Inhalte und die Persönlichkeiten, die hinter diesen Briefen stehen, besser zu begreifen und um deutlich zu machen, dass Briefe mehr beinhalten, als sie konkret aussagen. „Es ist der Vorzug und der Nachteil des Briefes“ meint Georg Simmel, „prinzipiell den reinen Sachgehalt unsres momentanen Vorstellungslebens zu geben und das zu verschweigen, was man nicht sagen kann oder will“.²⁵ Oder: dass man verschweigt, was zwischen den Briefpartnern als selbstverständlich angenommen wird und nicht gesagt werden muss, weil es Teil der Lebenswelt, Teil des „Textes der Kultur“ ist, in welche man selbst verwoben ist.

²⁴ Sowohl Hermann Bahr als auch Arthur Schnitzler beziehen sich wiederholt auf Lichtenberg (s. die Tagebücher von Bahr und Schnitzler), nicht aber auf diese Aussage Lichtenbergs über da Ich. – Über den Einfluss Lichtenbergs auf den jungen Ludwig Wittgenstein vgl. McGuinness, Brian: Wittgensteins frühe Jahre. Frankfurt a. M.: Suhrkamp, 1988, S. 74ff.

²⁵ Simmel: Exkurs über den schriftlichen Verkehr, S. 430.